



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der wahrhafte Friede : allerlei Kriegsphilosophie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

für den Arzt monatlich $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Dollar von dem auszahlenden Lohne zurückhalten kann.

Die Dinge treiben in den Vereinigten Staaten offenbar einem Zusammenstoß zwischen Kapital und Arbeit zu, welcher zulezt zu einer völligen Umgestaltung des Parteiwesens wie der Verfassung führen muß. Schon wird hier und da die Verstaatlichung der Eisenbahnen und der Telegraphen verlangt. In Brooklyn wurde in einer Arbeiterversammlung neulich die Erwerbung der Kohlenzechen durch die Bundesregierung als Mittel zur Beendigung der ewigen Ausbeutung vorgeschlagen. Aber daran ist bei der jetzigen Zusammensetzung des Kongresses gar nicht zu denken. Mit Glückwerk ist überhaupt nicht zu helfen. Um eine bessere Volksvertretung zu erlangen, muß zunächst das Volk der Wähler selbst besser und besser unterrichtet werden. Und selbst dann würde das Werk der Umgestaltung noch nicht gelingen. Nur eine mit neuen Vollmachten ausgerüstete, von den Parteien unabhängige Bundeszentralgewalt kann dem wüsten Treiben des amerikanischen Mittelalters nach langen Kämpfen ein Ende machen und eine neue und bessere Zeit wirklicher Gerechtigkeit und Menschlichkeit heraufführen helfen.

Berlin.

E. Schläger.



Der wahrhafte Friede.

Allerlei Kriegsphilosophie.



Im Mai des Jahres 1813 hielt Johann Gottlieb Fichte in Berlin Vorlesungen „über den Begriff des wahrhaften Krieges,“ nachdem er im Februar desselben Jahres sein Kolleg über die Wissenschaftslehre mit einer Rede geschlossen, d. h. abgebrochen hatte, wie sie in der Geschichte der Universitätsvorlesungen wohl einzig dasteht. Wie der greifbare Zusammenschluß von Gedanke und That, berührt die Rede dieses Mannes, in dem der deutsche Gedanke sich damals verkörpert zu haben schien, an die Jünglinge zu seinen Füßen, welche sich eben anschickten, aus den friedlichen Hallen der Wissenschaft hinauszuziehen in den letzten todesernsten Kampf um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes. Eben diesen Zusammenschluß von Gedanken und That, die Übereinstimmung von Wissenschaft — und man weiß, in welchem hohen Sinne Fichte sie faßte — und von Leben legte Fichte seinen damaligen Erörterungen zu Grunde und gewann aus ihnen die Antwort auf seine Hauptfrage: „Was ist ein eigentlicher — wahrhafter

Krieg, und was liegt in dem Begriffe eines solchen?" Einwirkung der Wissenschaft auf das Leben ist hier wie überall seine Absicht, denn Bewältigung des blinden Seins durch den freien Gedanken ist letzten Endes ihr Ziel. In dem gegenwärtigen Entscheidungskriege sieht er, zur rechten Zeit auf den Schauplatz berufen, einen Höhepunkt dieses ewigen Kampfes, und mit der ganzen Wucht seiner „Willensüberkraft“ wirft er sich auf die fast unterliegende Seite der guten Sache, der Sache Gottes und der Freiheit, die er in den „Reden an die deutsche Nation“ mit dem „Deutschtum“ in eins gesetzt hatte. Es gilt zu verteidigen und anzufeuern. Zu verteidigen — denn die Sache des Gedankens, „Kampf und Sieg der Wissenschaft,“ ist ja sonst eine friedliche. „Wer einen einzigen lichten und thatbegründenden Gedanken in der Menschheit einheimisch macht, thut dem Feinde größern Schaden, als ob er hunderttausend Feinde erschläge; denn er verhindert Millionen, daß sie auf eine gewisse Weise feindlich werden können. Nur treten diese Siege, weil sie sich über alle Zeit erstrecken und das Verkehrte vor seiner Entstehung vernichten, nicht sehr sichtbar und merklich ein in irgend eine Zeit und für die gewöhnlichen Augen; jedoch thut dies denen, die das Verdienst wahrhaft zu schätzen wissen, im Werte desselben keinen Abbruch.“ Unter gewissen Umständen, wo es darauf ankommt, das Gute überhaupt erst zu begründen und der zarten Pflanze nur erst zum Wachstum zu verhelfen, ist es allerdings geraten, „zu dulden und zu tragen, so lange als es gehen mag, um im Stillen zu entwickeln die Grundsätze, welche nach Jahrhunderten weltgestaltende Kraft werden sollen.“ Er führt als „leuchtendes Beispiel dieses Betragens“ jene an, „die wir als Fortpflanzler der höchsten auf uns herabgekommenen geistigen Bildung betrachten müssen,“ die ersten Christen.

Alein gegenwärtig liegt das Verhältnis umgekehrt. Das schon vorhandne, im Deutschtum in „volksmäßiger Urkraft“ erhaltene, durch lange, herbe Leidensschule befestigte und geläuterte Gute ist in Gefahr, vernichtet zu werden; in seiner Eigenart und freien Selbstbestimmung überflutet, hinweggespült von den fremden Mischvölkern, die die Idee der Freiheit nicht in ihrer Reinheit zu erfassen vermögen. An ihrer Spitze „er,“ die große Geißel der Völker, der „wie ein Geier über dem betäubten Europa schwebt, lauschend auf alle falschen Maßregeln und alle Schwäche, um flugschnell herabzustürzen und sie sich zu Nütze zu machen.“ Seine Erscheinung wird an seiner Geschichte klargelegt, zurückgewiesen die Meinung derer, die in ihm träge und lüstern den Erlöser der Völker sehen — denn das erste, „das Recht“ dieser Völker, wird ihrem, von ihm bestimmten, vorgebliehen „Wohle“ geopfert —, niedergeschmettert die Ansicht der Feigen und Philister, der Gleichgiltigen und Schmeichler, die entweder zitternd wie vor dem Unabwendbaren sich beugen oder über die Göttheit seines Genies und seiner Pläne außer sich geraten. Mens agit at molem. Er ist der Geist, der die blinde Masse, die nach Entfesselung strebenden, zerstörenden Kräfte

bewegt. „Erkenne ich recht Gott und seinen Weltplan, wie ich festiglich glaube, so ist in ihm alles Böse, gegen Gott und Freiheit feindliche, was seit Beginn der Zeit bekämpft worden ist von allen Tugendhaften, zusammengedrängt und auf einmal erschienen, ausgestattet mit aller Kraft, die das Böse haben kann. Wozu? Auch alle Kraft des Guten, die jemals in der Welt erschienen ist, soll sich vereinigen und es überwinden. Dies ist das große Schauspiel, welches meines Erachtens dieser Zeit vorbehalten ist.“ Das also ist der „Begriff des wahrhaften Krieges,“ und darum ist der „gegenwärtige,“ der deutsche Befreiungskrieg, ein „wahrhafter Krieg.“ „Nicht nur die Lage — sogar die unmittelbare praktische Behörde, die Regierung, hat den gegenwärtigen Krieg für einen wahren erklärt, ganz in dem Sinne, der hier aufgestellt ist, in mehreren Verordnungen, unter andern in der über den Landsturm. Einer der seltenen, nicht oft erlebten Fälle, wo Wissenschaft und Regierung übereinkommen.“*)

Einer der seltenen, nicht oft erlebten Fälle, wo Wissenschaft und Regierung übereinkommen! Wer fühlt sich bei diesen Worten nicht seltsam gemahnt an das gewaltige Schauspiel, welches in diesen Tagen der aufschauenden Welt bereitet ward! Nicht umsonst haben wir den deutschen Leser dazu aufgefordert, einen Blick auf das Gedankengepräge jener Zeit zu werfen, in welcher der deutsche Geist sich den „Begriff des wahrhaften Krieges“ konstruirte. Denn uns dünkt, als ob er nun im Gegensatz dazu in den Stand gesetzt wäre, sich aus jenem den „Begriff des wahrhaften Friedens“ abzuziehen. Was liegt überhaupt nicht alles in diesen beiden Gegenpolen, der That und der Idee nach: 1813 und unsre Tage, zwischen denen in diesem Augenblicke schwerlich jemand etwas andres vor dem geistigen Auge sieht, als aufgerollt das Leben des Mannes, welcher, geboren im Jahre des „deutschen wahrhaften Krieges,“ heute in einer von Waffen starrenden, feindlichen Welt den alten deutschen „Gottesfrieden“ verkünden konnte! Und doch ist in diesen beiden Polen so viel gemeinsames. So viel, daß der tieferblickende das eigentlich zu Grunde liegende als völlige Einheit erfassen und aus dieser Einheit vielleicht das stillmächtige Prinzip herausfühlen könnte, welches in dem einen wie in dem andern wirkt und mit nichts anderm auszuschöpfen wäre, als mit der Formulirung der Weltaufgabe des Deutschtums in der Völker- und Menschengeschichte.

*) Zur Erklärung der aus diesen Worten deutlich herausklingenden Bitterkeit sei bemerkt, daß Fichte hier noch diejenige Regierung im Auge hatte, deren letzter Weisheitsschluß in dem bekannten Satz „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ gipfelte. Die Erfassung der sittlichen Bestimmung des Staates auch in der Bewältigung positiver Aufgaben, von deren gewaltiger Tragweite uns unsre Zeit bereits den höchsten Begriff zu geben imstande ist, hat Fichte selbst zuerst mit herbeiführen helfen. Daß übrigens „ein andres Lehren ist, ein andres Regieren“ haben schon die Philosophen des Altertums (Plato) bitter erfahren müssen. Niemand hat die ewigen Gründe hierfür schärfer erfaßt, als fast gleichzeitig mit diesem Ausspruche Fichtes Hegel.

Wir dürfen hoffen, daß diese Formel noch lange nicht gefunden werde. Denn mit einer exakten, allseitig genügenden Formulierung ist eben auch ein Prinzip erschöpft. Aber ahnen und fühlen können wir ihren gewaltigen Inhalt, wie ihn die besten Vorfahren geahnt und gefühlt haben von Fichte bis Armin. Und es ist offenbar gar kein Zufall, daß gerade immer unser Thema schnurstracks darauf zurückführt, der deutsche Krieg und der deutsche Friede. Die Germanen sind aus einem wanderlustigen Kriegsvolk ein zum größten Teil gewerbleißiges, gelehrtes und so vielleicht allzu seßhaftes Volk geworden. Aber nach wie vor, wie zu den Zeiten Karls des Großen und des großen Friedrich und nicht minder zu den Zeiten der Prätorianer und der Schweizergarden, bleibt das letztentscheidende im deutschen Wesen die deutschen Waffen und — man könnte es bis in die feinsten geistigen Verhältnisse in Kunst und Wissenschaft verfolgen — der deutsche Krieg und der deutsche Friede.

Einem hellenischen Philosophen (Heraclit) entsprang bekanntlich diejenige Anschauung von Welt und Leben, welche darin nichts als unendlichen Streit urfeindlicher Elemente, einen ewigen Krieg findet. Und der französische Rationalismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bescherte uns die noch bis in unsre Tage so lebhaft, ja oft in Bezug auf ihren Gegenstand ganz wunderbar lebhaft erörterte Idee vom ewigen Frieden. Es ist jedenfalls sehr sonderbar, daß jene sich gerade unter dem sonnigen Himmel des friedlichen Joniens, diese unter der händelsüchtigsten, unruhigsten aller Nationen entwickeln mußte; und es wäre unerklärlich, wenn man nicht wüßte, wie gerade solche Grundideen den Ursprung ihren Extremen zu entnehmen lieben. Allein sie haben objektiv, wissenschaftlich gar keinen, praktisch höchstens als Normen einigen Wert, als Zusammenfassung und gegenseitiges Korrektiv der in der Welt vorhandenen gegensätzlichen Grundrichtungen. An sich sind sie relativ, wie ihre entsprechenden Verwandten auf physischem Gebiete: Ruhe und Bewegung. In ihren extremen Äußerungen auf geistigem Gebiete entspringen beide Bedürfnissen, Reizungen und nicht ruhiger, umfassender Beobachtung; sie sind daher pathologisch und keineswegs, wie dies nach wie vor geschieht (und geschehen wird), theoretisch zu beurteilen. Die Anschauung vom ewigen Krieg entsteht aus der in übergroßer Passivität und krankhafter Empfindlichkeit wurzelnden Sucht, alles in Gegensätzen zu sehen und in Mißklängen zu hören, die Idee vom ewigen Frieden aus der das Nichtvorhandene mit überschwänglichen Farben ausmalenden Erschöpfung und Überreizung, welche die Folge übergroßer Aktivität zu sein pflegt. Beides ist nur die pessimistische, beziehungsweise optimistische Verkleidung einer im Grunde gleichen abnormen Stimmung. So ist es ganz natürlich, daß die eine in Ephesus auftauchen konnte, die andre in Paris (wie es — in diesem Sinne — ganz natürlich ist, daß die Inden Pessimisten sind und die Juden Optimisten). Jene hat die glücklichen Jonier ebensowenig in ihrem heiteren Lebensgenuß und der Gepflogenheit, etwaige Handel durch fremde Söldner ausfechten zu lassen,

irre gemacht, als der gute Abbé de Saint Pierre die europäischen Kabinette mit seinen rührenden Petitionen um die endlich Konstituierung einer Friedensliga. Allein es würde deshalb doch sehr ungerecht sein, diese Ideen einfach lächerlich und abgeschmackt zu finden. Wenn wir sie auch, um die Übertragung auf tatsächliche Verhältnisse zu erleichtern, aus natürlichen Stimmungen abgeleitet haben, eben diese Stimmungen bedeuten doch wiederum etwas für sich, sind im Ganzen der Erscheinungswelt notwendig und tief begründet. Und so kommen wir umgekehrt wieder von den Stimmungen auf Ideen, und diese in ihrer Reinheit zu erfassen, ist nichts weniger als lächerlich, ist erhaben. Man muß sich nur den Kopf ansehen, der sie vorträgt, und Zeit und Umstände, auf die sie angewendet werden. Hierbei hat man nun freilich ganz besonders in unsrer Zeit nur allzuoft Gelegenheit, zu beobachten, daß auch in den Erörterungen vom ewigen Krieg und ewigen Frieden vom Erhabnen bis zum Lächerlichen nur ein Schritt ist.

Es war sicherlich einer der genialsten und erhabensten Philosophen, der zuerst die Idee vom ewigen Kriege faßte. Und der zugleich kühnste und besonnenste Denker, den unsre Erde trug, Kant, hat doch nicht umhin gekonnt, die seiner Zeit so werthe Idee vom ewigen Frieden in das System seiner Philosophie aufzunehmen. Es war mehr witzig als philosophisch von Hegel, daß er Kants Gedanken eines europäischen Areopags, bei dem alle Streitigkeiten anhängig zu machen wären, mit der allerdings richtigen Frage abzufertigen glaubte, wo denn nun die Willensvollstrecker jenes Areopags sein sollten. Denn dieser Einwurf wird hinfällig, sobald man diesen Gedanken nicht in solch äußerlicher Weise, sondern in dem bei Kant ganz selbstverständlichen Sinne eines politischen Ideals faßt, welches sich von selbst einstellt, sobald die Grundsätze der praktischen Vernunft, d. h. die Grundsätze der reinen Sittlichkeit, nicht bloß auf das Verhältnis der Menschen, sondern auch auf das der Völker zu einander angewendet werden. Dann treten nämlich den viel erörterten Völkerrechten die stets nach Möglichkeit in den Hintergrund geschobenen Völkersplichten mit einem male in ganz andrer Beleuchtung gegenüber. Und die erste dieser Pflichten, aus welcher alle andern gefolgert werden können, wird natürlich der ewige Grundsatz der Moral sein, der in der negativen volkstümlichen Fassung bei allem, was Menschenantlig trägt, bekannt ist oder nötigenfalls sehr rasch begriffen wird: Was du nicht willst, das man dir thu, das füg auch keinem andern zu! In Wirklichkeit tritt nun allerdings diese Völkersplicht (ganz wie im privaten Leben) mit allen nur möglichen, wirklichen oder eingebildeten Völkerrechten in Kollision. Die Entscheidung hierüber liegt aber keineswegs in der plump-mechanischen Abstraktion eines europäischen Gleichgewichts, aus der man alles und (wie sich in der Zeit des zweiten französischen Kaiserreiches gezeigt hat) das schreiendste Unrecht folgern kann, sondern sie liegt eben bei jenem Kantischen Areopag, der unsichtbar über die Ansprüche und Streitigkeiten der

Grenzboten I. 1888.

Völker zu Gericht sitzt und früher oder später doch einmal durch einen „Willensvollstrecker“ die Anerkennung seiner Urteilsprüche erzwingt. Wir verwahren uns hierbei nur, als ob wir unter diesem Areopag etwa die sogenannte „öffentliche Meinung“ verstünden und unter seinem Willensvollstrecker die „sechste Großmacht,“ die Presse.

Kriege sind keine zufälligen Erscheinungen, die man einfach auf Laune und Willkür eines Einzelnen zurückführen könnte, und sie sind es in diesem Sinne niemals gewesen. Diejenigen, die noch heute ihre Rechnung dabei finden, hinter einem Kriege nur den Fürsten oder das Cabinet zu sehen, das ihn führt und das bloß Ruhe zu halten brauchte, um alles in schönster Ordnung zu lassen, müßten erst erklären, wo in aller Welt diese Einzelnen nur die Möglichkeit hernehmen, dies gewagte Spiel ihres Übermutes so unbefangen und natürlich zu spielen. Die Frage nach den Entstehungsarten der Kriege bildet von jeher eines der hauptsächlichsten Kapitel des Völkerrechts — schon vor seiner Konstituierung als Wissenschaft —, aber niemand möchte sich anheischig machen, es völlig zu erschöpfen. Man unterscheidet hier bekanntlich äußere Veranlassungen und innere Gründe, aber man kann diese höchstens in sehr weite Klassen bringen. Denn im einzelnen ändern sie sich stets mit den Verhältnissen und Zusammenhängungen ihrer Faktoren in der menschlichen Gesellschaft, der Völker. Und ihr völliges Verschwinden ist ebenso wenig jemals abzusehen, als dasjenige eben dieser Faktoren, der von Natur nach Macht, Interesse, Eigenart unterschiednen Völker. Die Träumer von einer ewig friedlichen Staatenrepublik hat erst neuerdings der amerikanische Krieg auf ihrem eigensten Boden unsanft zur Besinnung gebracht. Ebenso wenig lassen sich Gründe und Veranlassungen zum Kriege jemals absolut sicher im voraus berechnen. Denn nach einem bekannten Witzworte tritt in der Politik von drei Möglichkeiten immer die vierte ein. Aber annähernd bestimmen und somit nach menschlichem Maße beherrschen lassen sie sich doch auf Grund einer reichen Erfahrung und jenes gottbegnadeten Tiefblickes, der in der Staatskunst wie in jeder andern geistigen Thätigkeit Genius genannt wird, ohne daß man ihn weiter erklären kann. Mit keiner der geistigen Thätigkeiten hat man die Kunst des Staatsmannes von jeher lieber verglichen als mit der Heil- und Steuerkunst. Der kranke Staatskörper, dem ein kundiger, geschickter Arzt zu neuem Leben verhilft, und das gefährdete Staatsschiff, vom erprobten Steuermann durch Klippen und Riffe, gegen Sturm und brüllende See glücklich durchgeleitet, sind hier stehende Bilder. Kriege, politische Verwirrungen erscheinen demnach als zufällige, nicht tiefer zu erfassende Unregelmäßigkeiten, Störungen im Völkerleben, eben wie Krankheiten im animalischen, Unwetter und Unorte im natürlichen Dasein, welche das von jenen bedingte Einzelleben als Leiden und Gefahr (des Unterganges) empfindet. Dabei wird jedoch ein Allerwichtigstes übersehen, welches geeignet ist, die Angelegenheit in ein ganz andres, reineres Licht zu rücken. Kriege sind nämlich für den Menschen

unter allen Umständen auch, und zwar hauptsächlich, moralische Erscheinungen. Die Übertretung des Grundgesetzes der menschlichen Sittlichkeit: „Du sollst nicht töten“ kann keinesfalls aus einer natürlichen Ursache allein hinreichend erklärt werden. In den schwärzesten Farben predigen die ersten aller Mythen die Verwerflichkeit des Brudermordes, im wildesten Naturstande führt kein Stamm mit sich selber Krieg. Die Voraussetzung zum Kriege muß also unter allen Umständen die sein, daß die kriegenden Parteien sich gegenseitig als ein Fremdes betrachten, und hier haben wir bereits eine moralische Idee. Der Feind wird nicht bloß wie im tierischen Kriege als der natürliche Konkurrent angesehen, sondern zugleich als ein geistig Verschiedenes, als ein fremdes Prinzip. Daß diese Idee sich in der Menschengeschichte vom Urfang an sofort an das Höchste anknüpft, was sie erfassen kann, ist bezeichnend. Die fremden Götter sind der moralisch zureichende Grund in den ersten kriegerischen Erinnerungen der Menschheit. Man wird bei der oberflächlichsten Musterung der Kriegsgeschichte überall eine solche Idee wirksam finden und wird namentlich sofort erkennen, daß, je weiter ausgreifend eine kriegerische Unternehmung war, je nachhaltiger sie gewirkt hat, auch die ihr innewohnende Idee eine umso mächtigere gewesen ist (Alexanderzüge gegen die Barbaren, römisches Weltreich, Islam, Kreuzfahrten). Auch die gewissenlosesten der modernen Eroberungskriege sind ohne eine solche Idee nicht denkbar (die „Göttlichkeit“ Ludwigs XIV., die Verbreitung der „Freiheit“ und französischer Zivilisation durch Napoleon). Die furchtbarsten Kriege sind stets die eigentlichen Religionskriege gewesen und werden es sein. Denn wer die Möglichkeit von Religionskriegen in unserm „aufgeklärten“ Zeitalter leugnet, erkennt eben nicht, was unter Kommunekämpfen eigentlich steckt. Auch im modernen Völkergedanken, dem eigentlichen Kriegserreger Meses unsrer Zeit, birgt sich, wenn man näher zusieht, nichts als die alte religiöse Kriegsidee: die fremde Art, die fremden Götter.

Kriege sind also durchaus nicht bloß zufällige Äußerungen blinder Naturgewalten. Die in ihnen wirkend Idee knüpft sie an eine höhere Ordnung der Dinge, die wir nicht als natürlich, sondern als moralisch notwendig empfinden. Derjenige Mann, der unter allen seinesgleichen in der Weltgeschichte wohl am befähigtesten erscheint und am meisten Gelegenheit hatte, auch „über“ den Krieg zu denken, der deutsche Feldmarschall, hat den Krieg für eine von Gott eingesezte ewige Thatsache, für eine moralische Notwendigkeit erklärt. Offenbar in demselben Sinne wie gerade der deutsche Dichter, den selbst die eigensinnigsten Schwärmer für den ewigen Frieden nicht in der von ihnen beliebten Weise anzutasten wagen werden:

Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh ist das Grab des Muths.
Das Gesch ist der Freund der Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gerne die Welt verflachen;

Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
 Alles erhebt er zum Ungemeinen,
 Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.

Gesetz (äußeres, staatliches Gesetz) und Krieg stehen sich gegenüber, dieser als „der Bewegter des Menschengeschicks,“ jenes als ihr Erhalter. Allein der Erhalter des Menschengeschicks, das staatliche Gesetz, kann dem Menschen die Sorge darum niemals ersparen; ja es darf, es soll ihm nicht das innere Gesetz, das Gefühl der Pflicht, der eignen Verantwortlichkeit entbehrlich machen. Der Staat ist keineswegs, wie er der Krämerseele erscheint, der moralische Diener, den man sich hält wie das notwendige kleine Übel, um die größern Übel der Gesellschaft, welche die erworbenen Mittel zum Genuß bedrohen, von sich fern zu halten. Der Staat kann das rechtmäßig Erworbene nur schützen, für den sorglosen Genuß desselben kann er aber in keiner Weise Gewähr leisten. Und offenbar darf er es nach einer höhern Bestimmung gar nicht. Denn immer, wenn die Gesellschaft Anstalten zu einem sorglosen, von keiner moralischen Rücksicht beschränkten Genuße macht, immer dann erhebt sich am politischen Horizont fern oder nah, im Innern oder Außern, schwächer oder drohender, je nach der Natur und den Fortschritten der einen solchen Genuß begleitenden „Verflachung“ und „Verkümmerung“ das Gespenst der politischen Sorge, der moralische Ergänzer des staatlichen Gesetzes: der Krieg.

Diese moralische Bedeutung des Krieges offenbart sich in allem, was an ihm (nicht in ihm) zur Erscheinung kommt. Überall wo im menschlichen Leben ein Kampf ausbricht, bei dem es sich nicht bloß auf beiden Seiten um die Befriedigung blinder Gier oder um die zwecklosen Ausbrüche bloßer Kauflust handelt, überall, sobald in einen Kampf auch nur ein schwacher Schimmer dessen hereinbricht, was der Mensch seine Pflicht nennt, überall da taucht sofort jenes geheimnisvoll erhabene Gefühl auf, mit dessen bitterer Süße sich nichts Menschliches messen kann, da ja das Leben selbst auf seiner Wage wie eine Feder leicht empor schnellt: das Gefühl der Ehre. Das Gefühl der Selbstehre, das Bewußtsein von der eignen „Persönlichkeit,“ welches den Menschen hinaushebt über die Bedingungen der gemeinen Natur und ihn verknüpft mit einer überweltlichen Ordnung der Dinge, ist eben nichts weiter als die Konzentrirung der moralischen Kraft im einzelnen. Als eine Art Vorrecht, als heiliges Besitztum erscheint sie folgerichtig bei dem Stande, der sein ganzes Leben in den Dienst des Krieges gestellt hat, beim Soldaten. Mag der Witz der andern Stände sich zu allen Zeiten — mitunter ja erfolgreich — bemühen, den Gegensatz zwischen dieser Ehre und der geringfügigen Unterlage, auf der sie bei dem und jenem Mitgliebe dieses Standes scheinbar beruht, zur lächerlichen Anschauung zu bringen, er wird weder dem jüngsten Leutnant noch dem geringsten Füßilier auch nur im mindesten etwas von der Achtung rauben, die ihm sein kriegerisches Kleid von selbst verschafft. Eine einzige That in seinem Berufe erhebt den unwissendsten

Soldaten hoch über den gelehrtesten Rahlmäuser, der sein ganzes Leben ideenlos im Dienste der Eitelkeit, der Clique und Erwerbsucht dahinschwimmt. Denn jene einzige That zeigt den Wert des Menschen auf ganz derselben Höhe und in noch ganz anderm Lichte als die höchsten Leistungen von Kunst und Wissenschaft. Der Krieger wacht eben darum so eifersüchtig über seine Ehre, weil er fühlt, daß einzig sie es ist, die ihn — aber damit auch von Grund aus — über sein Zerrbild, den Gladiator, erhebt, und der Bürger läßt sie ihm, weil er weiß, daß sie ihm gegebenen Falles viel ersetzen muß:

Das Schwert ist kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächst keine Saat,
Ohne Heimat muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Darf sich am eignen Herd nicht wärmen,
Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins lustigen, grünen Auen,
Die Traubenlese, den Erntefranz
Muß er wandernd von ferne schauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Wert,
Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?
Etwas muß er sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen.

Wenn aber nun der Philister dabei ausruft: „Das weiß Gott, 's ist ein elend Leben!“ so antwortet der Soldat stolz:

Nichts doch nicht für ein andres geben.
Seht, ich bin weit in der Welt 'rum kommen,
Hab' alles in Erfahrung genommen. . . .
Hab' den Kaufmann gesehn und den Ritter
Und den Handwerksmann und den Jesuiten,
Und kein Rock hat mir unter allen
Wie mein eisern Wams gefallen.

Man sieht also, welch verhängnisvolles Geschenk der sogenannte „ewige Friede“ für die Menschheit wäre. Denn sie müßte es mit Dreingabe ihrer edelsten Eigenschaften, ihrer höhern Bestimmung erkaufen. Das schlechthin friedliche Element in der Menschheit (wenigstens philosophisch gesprochen), die Frauen, teilt unbewußt diese Erkenntnis durch seine bedingungslose Anerkennung der letztangeführten Worte des Schillerschen Reitersmannes. Ästhetiker haben sich den Kopf zerbrochen über die magische Wirkung des „bunten Rockes“ auf die Frauen, und haben sie wohl schließlich auf die blanken Knöpfe, das Metall, als Symbol der männlichen Kraft zurückgeführt. Das ist aber doch nur einseitig richtig. Das österreichische Militär z. B. hat teilweise keine blanken Knöpfe und soll noch viel „friedensgefährlicher“ sein als unser „blitzblankes.“ Das Mißverhältnis zwischen dem „Kraftsymbol“ im Rock und seinem Träger ist doch auch in vielen

Fällen ein gar zu bedenkliches. Gleichwohl ist der räthelhafte Nimbus vorhanden und, wo er ihm objektiv, amtsgemäß („in Waffen“) entgegenkommt, auf dem Marsche, bei der Übung und nun gar im blutigen Ernst, da kann sich doch auch das männliche „Zivil“ seinem Zauber nicht entziehen. Nein, die höhere, die eigentliche Erklärung ist vielmehr diese. Die militärischen Abzeichen, namentlich das hauptsächlich, die ständig getragene Waffe, sind die lebendigste äußere Veranschaulichung der höhern Bestimmung des Menschen. Diese Abzeichen sagen: Ich bin für etwas andres da, nicht für mich selbst, zur Wehr und nicht zum bloßen Dulden, zur tapfern That und nicht zur feigen Ruh, zum Kämpfen und nicht zum Genießen.

Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein —

so klopft der Dichter ans Thor des Paradieses.

Bei wilden Völkern und solchen, die sich dem Naturzustande nahe erhalten haben, tragen alle Männer Waffen. Es war keine bedeutungslose Mode und sicher nicht die geschmackloseste, daß im dem kampf frohen sechzehnten und in dem kriegerfüllten siebzehnten Jahrhundert die Herren der Gesellschaft Degen trugen. Bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein hat sich, allerdings in spielerische Form verzopft, der „Staatsdegen“ erhalten, bis die im Kopfe friedens-trunkene und nur im Herzen streitlüsterne Demokratie damit aufräumte. Noch heute bewahren ihn einige altherwürdige höhere Schulen und Universitäten bei Abiturientenfeierlichkeiten und Doktorpromotionen, und sicherlich ist es ein sinniger Brauch, wenn die Wissenschaft ihren ins Leben hinaustretenden Jüngern den Degen an die Seite giebt. Aus dieser typischen Verehrung des Waffenschmucks und der Waffe in der bürgerlichen Gesellschaft spricht deutlich die Anerkennung des Krieges durch den Frieden.

Umgekehrt erkennt der Krieg den Frieden äußerlich am liebsten gar nicht an, und bezeichnend sind auch hier wieder die Schnurren, die zu allen Zeiten das Verhältnis des ausschließlichen Kriegerstandes zu den übrigen Ständen begleiten. Aber innerlich ehrt er ihn umso tiefer. Namentlich vor hoher Kunst und Wissenschaft hat die eigentliche Soldatenmatur einen großen Respekt, so sehr sie das äußerliche Federfuchsen haßt. Von Alexander, der Pindars Haus in Thebens Zerstörung erhielt, bis auf Napoleon, dessen Selbstgefühl sich vor dem „Menschen“ Goethe beugt, sind die Züge zahllos, welche man von der naiven und mitunter etwas barschen Pietät großer Heerführer gegen das höchste friedliche Verdienst zu berichten weiß. Omars Barbarei gegen die Alexandrinische Bibliothek ist schon aus diesem Grunde anzuzweifeln. Kein Stand dürfte das Ahnungsvolle in der höchsten menschlichen Geistesthätigkeit durchschnittlich schärfer erfassen. Er zeigt hierbei seltsame Vorlieben, die aber stets von einem eigenthümlichen sichern Zug auf das, „worauf es ankommt,“ geleitet sind. Die Be-

ziehung auf das Leben wird hier weit schärfer erfaßt, als oft im gelehrten Stande selbst. Neigung zur Reflexion, zur spekulativen Philosophie ist Offizieren bekanntlich durchaus nicht fremd. Wurde doch in einem bairischen Winterlager von einem französischen Offizier (Descartes) der Grund zu der gesamten neuern Philosophie gelegt. Neigung zum Fatalismus, geheimer Wissenschaft (Astrologie, heute etwa Hypnotismus) ist erklärlich. Von den Systemen werden die strengen, düstern bevorzugt, im Altertum der Stoizismus, heutzutage Schopenhauer. Der Grundzug von dem allen ist das Gefühl der Gemeinsamkeit in dem höhern letzten Zweck, das Gefühl, daß es dieselbe Macht ist, die hier gesucht wird, welche ihm das Schwert in die Hand drückt. Fichte hat es oben als das Kennzeichen des wahrhaften Krieges aufgestellt, daß er um des Friedens willen geführt werde. Zweifellos ist auch der Krieg als Selbstzweck, die bloße Freude an der Zerstörung, nicht die ursprüngliche Form des Krieges in der Menschheit, sondern ihre Entartung. Je höher der Mythos in das Kindesalter der Menschheit hinaufsteigt, desto schärfer bezeichnet er den moralischen Grund des Krieges (der trojanische Krieg). Jedes Volk, und gerade das höher begabte, scheint in seiner Entwicklung eine Periode gehabt zu haben, in der es gottbegeistert aus sich heraustrat, um sich seinen ihm zukommenden Platz unter den Völkern überhaupt erst zu erkämpfen. Diese Periode der Wanderung, des ständigen Krieges bezeichnet am meisten auch seine Entartung; selbst das Gottesbuch des Krieges, die Bibel, erzählt hier vom biblischen Volke ungescheut Thaten unerhörter Grausamkeit und Barbarei. Fortan bezeichnet auch die längere Dauer eines Krieges in der Geschichte der Menschheit zugleich seine Ausartung. „Ein Krieg, bei dem schließlich kein Mensch mehr weiß, warum er geschlagen hat,“ ist kein Krieg mehr, sondern das Chaos, der Weltbrand, ein Völkerfieber statt einer moralischen Kraftäußerung. Als ein Geschenk der Vorsehung tritt daher mit der zunehmenden kriegerischen Verrohung der Menschheit dasjenige Mittel in sie herein, welches geeignet ist, mit seiner zunehmenden Vervollkommenung den Krieg immer mehr abzukürzen und seines Selbstzwecks zu berauben, weil es ihn von vornherein gefährlicher und furchtbarer macht: das Schießpulver und die dadurch bedingte mechanische Waffe, die Waffe an sich, objektiv, entkleidet ihres selbstherrlichen Reizes, die Schießwaffe. Hand in Hand damit geht das Bestreben der Völkerführer, der Fürsten, seit jener Zeit, durch jenen ganzen, dem Vain meist so unverständlichen Mechanismus der Heereszucht nicht bloß die kriegerische Aktion energischer zusammenzudrängen, sondern auch (das dürfte die tiefere Idee darin sein) den Krieg vor sich selbst zu schützen, ihn zu beherrschen, statt, wie es so leicht eintreten kann, von ihm beherrscht zu werden, ihn zu vermenschlichen und vor seiner Ausartung zu sichern. Daß dies gleichwohl noch immer möglich ist, lehrt in eindringlicher Weise der dreißigjährige Krieg, und die Menschheit scheint noch lange nicht über das Alter solcher „Kriegsrankheiten“ hinaus zu sein. Allerdings ist in neuester Zeit nach dem glänzenden Voraus-

gange Preußens auch dieser Gefahr ein Korrektiv zur Seite getreten, das Volksheer, die höchste Stufe des moralischen Krieges, welche ihn über die Zeiten des handwerksmäßigen und Söldnerkrieges, wieder an die Urzeit des patriarchalischen, des Familienkrieges anzuknüpfen scheint. Ja fast scheint es, als ob damit der Krieg auch wieder den poetischen Zauber zurückerlangt hätte, der ihm durch die geworbenen Söldnerheere bedenklich abgestreift worden ist. Erst seit dieser Zeit dichtet der Volksgeist wieder aus wahrhafter Seele Kriegslieder. Und es ist merkwürdig: diesen geistigen Zug scheint die Entwicklung der natürlichen Hilfsmittel auch hier zu tragen, zu unterstützen. Je mehr die mechanische Waffe sich entwickelt, desto mehr zerstört sie selber wieder die durch sie bewirkte Mechanik der Kriegsführung. Die geschlossenen Reihen, in denen der Einzelne eine gleichgiltige Nummer ist, und die sich bloß gegenseitig zu lichten bestimmt sind, können sich der immer größeren Treffsicherheit gegenüber nicht mehr halten. Sie lösen sich auf und gewähren dem Einzelnen, seiner Geschicklichkeit, Übung, Wachsamkeit und wieder, in weit höherm Maße als früher, seinen moralischen Eigenschaften, dem persönlichen Mute, der Ausdauer, einen größern Spielraum. Und so könnte es kommen, daß je mehr die mechanischen Waffen sich zum Leichten, unfehlbaren, genauen Ausdruck des vom Geiste geleiteten Willens vervollkommen, der ideale Kämpfer der Urzeit, nur um eine Welt von Hilfsmitteln bereichert, wiederum der Menschheit erscheine und einem künftigen Rhapoden des Lebensabends der Menschheit Stoff zu dem gewaltigsten Heldengedicht liefere, das dem Menschengesist zu vollführen bestimmt ist.

Krieg und Friede sind also keine Gegensätze, von denen eins das andre in der Menschheit auszuschließen die Aufgabe hat. Der ewige Krieg und der ewige Friede bedeuten für das thatsächliche Leben der Menschheit niemals etwas. Der ewige Krieg soll nicht in unsrer Welt sein, und der ewige Friede ist nicht von dieser Welt. Sie sind vielmehr gegenseitige Ergänzungen, welche die sittliche Natur der Völker ebenso abwechselnd heben und tragen, wie Kampf und Sieg, Arbeit und Ruhe die sittliche Kraft des Einzelnen. Und wie in dem moralischen Beweggrund die Kennzeichen für den Wert der einzelnen That enthalten sind, so ist es auch bei den Thaten der Gesamtheit, des Volkes. Jede menschliche Anstrengung, die lediglich darauf hinausläuft, dem andern zu schaden, sich widerrechtlich auf seine Kosten auszudehnen, ist verwerflich, ist ein Verbrechen, gleichviel ob der Thäter ein Einzelner oder ein ganzes Volk ist. Auf der andern Seite ist feige Ruhe, die nur nach dem Lotterbette seufzt und jede Forderung der Welt als herben Druck empfindet, verächtlich und sträflich beim Einzelnen und beim Volke. Im Gegensatz hierzu ist der wahrhafte Krieg derjenige, der zur Erhaltung von Wahrheit, Freiheit und Recht, und sei es gegen die ganze Welt, von dem durch Gott zu diesem erhabenen Amte berufenen Volke geführt wird. Der wahrhafte Friede derjenige, der aus eben diesem Grunde für die ganze Welt, und sei es mit größten Opfern und eigner Entfagung, er-

halten wird. Man sieht, wie bei diesem Hinblick auf das Ganze Krieg und Friede zusammentreffen. Die Begriffe von Krieg und Frieden vereinigen sich hier dem der treuen Gottesmacht, die das Schwert erhebt und niederlegt nicht nach eignem Gefallen, sondern im Amte eines Höhern. Scheint doch das Volk der „ehrlichen Waffen“ (wie die Italiener dereinst die deutsche Kriegsführung nannten) nicht umsonst so mitten in die falsche, feindliche Welt gestellt, und nicht umsonst scheint alles Wahre in Glauben und Bildung sich zu ihm, wie auf einen sichern Fels, zu retten. Deutschland hat sich dies verantwortliche Amt durch seine Geschichte schwer verdienen müssen, und seine jetzige Stärke, in der es der Welt den eignen Frieden aufzwingt, ist nur ein gerechter Entgelt für die jammervollen Zeiten, in denen es so oft zum Schlachtfelde der Welt dienen mußte. Und diese Stärke scheint gerade jetzt nicht zufällig. Von allen Seiten leuchtet es blutrot am Himmel, und aus dem Boden brechen allenthalben unheimliche, zerstörungslüsterne Flämmchen. Ein Weltbrand, wie ihn noch keine Chronik berichtet und wie ihn kaum eine Chronik wird schildern können, droht der Menschheit, wenn nicht die feste Mauer vorhält, die Deutschland ihm entgegensetzt. Aber diese Mauer ist gut gebaut, und zu ihrer Wehr bereit steht ein Volk, das sichtbarlich Zeichen dafür hat, daß Gott mit ihm ist. Nichts außer ihm fürchtet es, denn es weiß, daß an dieser festen Burg der ganze Ernst und die ganze Macht des Bösen in der Welt zu Schanden werden muß. Sollte aber alle Anstrengung vergeblich, sollte es in der Vorsehung beschlossen sein, daß diese alte Welt wieder einmal im Vernichtungsbade sich verjünge, so wird es zuversichtlich der deutsche Adler sein, der wie ein Phönix aus den Flammen steigt, und in dieser aus seiner innersten Natur geschöpften Zuversicht wird auch im Weltensturz der Deutsche mutig stehen.

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.



Im Mondschein mit Goethe.



as wäre die deutsche Lyrik ohne „das kleine Licht, das die Nacht regieret“? Von Gott am vierten Schöpfungstage an die Beste des Himmels gesetzt, zu geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre, sollte unser lieber Mond nach jenem Bibelworte der Menschheit zunächst eine freundliche Nachtlampe und ein Kalendermacher sein.

Seine Dienste in beiden Eigenschaften werden auch heute noch verlangt, und

Grenzboten I. 1888.

64